



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sich hervorzuthun berufen sei, daß gewisse Charaktereigenschaften sich durch Jahrhunderte und Jahrtausende fast unverändert erhalten u. s. w. Und wir meinten, daß solche Charaktereigenschaften auf die Geschicke der Völker einen großen Einfluß gehabt haben, und daß daher im politischen Leben, im Machen der Geschichte der Gegenwart, auf das Rücksicht genommen werden müsse, was die Geschichte der Vergangenheit zeigt. Nun aber erfahren wir, daß auf dergleichen „zufällige Umstände“ garnichts gegeben werden dürfe, sondern nur auf die nichtzufälligen, z. B. in diesem Falle darauf, daß Herr Ludwig Bbwe es von bescheidenen Anfängen zu Reichtum gebracht hat. Die Logik mag hier sein: wer für eigne Rechnung sogut zu wirtschaften versteht, der wird auch die Nation reich machen — ein Satz, welcher allerdings durch die Erfahrung eher widerlegt als bewiesen wird, aber diesen „zufälligen Umstand“ mit den meisten Sätzen der löblichen Fortschrittspartei gemein hat. Eins möchten wir freilich wissen. Wenn Herr Träger in einem Berliner Restaurant ein Feldhuhn bestellt und man bringt ihm eine gebratene Krähe — wird er sich dann seiner Theorie von den „zufälligen Umständen“ erinnern und die Krähe ohne Murren verspeisen?

Literatur.

Das Gefühlleben. Von Joseph W. Nahlowsky. Zweite, durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig, Veit und Co., 1884.

Der Verfasser bietet hier in vorgerücktem Lebensalter, aber mit jugendfrischem Herzen eine zweite Auflage seiner trefflichen, zuerst vor zweiundzwanzig Jahren erschienenen Schrift über das Gefühlleben. Er ist seinen Auffassungen und Aufstellungen durchweg treu geblieben, sodaß der größte Teil dieser neuen Auflage mit der frühern übereinstimmt, nur hie und da mit wenigen Änderungen. Wirklich umgearbeitet hat er die Einleitung, um noch schärfer und bestimmter als in der ersten Auflage die Begriffe Empfindung und Gefühl zu scheiden und gegen den Wirrwarr der immer noch schwankenden wissenschaftlichen Terminologie sein Veto einzulegen. Empfindungen sind ihm: vom organischen Leibe auf die Seele übertragene Zustände, die in der Seele, welche ihnen gegenüber die Rolle eines mitinteressirten Zuschauers hat, als primitive Gebilde hervortreten; Gefühle dagegen: abgeleitete, unmittelbar in der Seele, die dabei „die Rolle eines Schauspielers“ hat, entsprungene und ihr zugehörige Zustände, Resultate sich unterstützender oder befehrender Vorstellungen. Dies vertritt Nahlowsky in der Einleitung mit einem durch lange wissenschaftliche Ausschau bewährten Bewußtsein, und ernstlich wäre zu wünschen, daß endlich alle Männer der Wissenschaft seiner klaren Terminologie entschieden folgen möchten. Außerdem hat der Verfasser besonders noch seinem § 23 („Die Liebe“) eine neue Fassung gegeben, welche das edle Gemüt des an Jahren, aber nicht am Herzen gealterten Philosophen im reinsten Lichte vor uns treten läßt. Wenn er auch der Herbartischen Schule zugehört und diese seine Herkunft nirgend verleugnet, so ist doch gerade das Gefühlleben in seiner Eigenheit ein mehr neutraler Boden, sodaß auch nicht auf Herbarts Standpunkt Stehende die Belehrung, die der Verfasser erteilt, mit Dank annehmen und ihrerseits verwerten können. Und es ist nicht bloß Belehrung über ein jedem Menschen so naheliegendes und doch so schwer zu beleuchtendes Gebiet, die wir vom Verfasser bekommen, seine Darlegungen verschaffen bei erwünschter Verständlichkeit und Präzision ebensoviel Genuß. Man kann dies „Gefühlleben“ mit dem Gefühl wahrer Befriedigung und erhebender Freude durchstudiren und durchleben. So wünschen wir denn dem

ehrwürdigen Verfasser, daß seine Stimme, die schon in der ersten Auflage, wie er selbst es ausspricht, „nicht verhallt ist,“ erst recht in dieser zweiten Auflage hinaus-schalle in die gebildete und doch oft gerade darum zügellos von ihren Gefühlen überstürmte Welt. Möchte das *γὰρ οὐ σαρβόν*, das überall hinter den Worten unsrer Schrift hervorklingt, ohne doch irgendwo oder wie aufdringlich zu werden, an dem Herzen manches Lesers Frucht wirken, deren unsre Zeit so bedürftig ist.

Adolf Lüzkows Freikorps in den Jahren 1813 und 1814. Von K. v. L. Berlin, Wilhelm Herz (Bessersche Buchhandlung), 1884.

Als Treitschke in dem ersten Bande seiner deutschen Geschichte erbarmungslos den Nimbus zerstörte, mit welchem die im Volke lebende Tradition den Anteil der Landwehr, des Landsturmes und der Freischaren an der Befreiung von der französischen Fremdherrschaft umkleidet hatte, und den Ruhm, das Vaterland errettet zu haben, unverkürzt für das preussische Heer in Anspruch nahm, erhob sich, wie zu erwarten war, neben lautem Widerspruch auch freudige Zustimmung. Die Ansicht Treitschkes von der Überschätzung der Freischaren war es wohl, die Roberstein bestimmte, eine Untersuchung darüber anzustellen, ob die Thaten der Lüzkower ein Unrecht auf die Anerkennung hätten, die ihnen bisher in der Poesie und der Geschichte gezollt worden war. Er kam hierbei zu dem Resultate, Lüzkows Schar, welche den Gedanken der deutschen Einheit hätte verkörpern sollen, habe zum größten Teile aus sonderbaren Schwärmern bestanden, die von dem Wesen des Krieges wie von den Pflichten des Soldaten keine rechte Vorstellung gehabt hätten und daher unter wenig fähigen Führern, ohne Erfolge und Ruhm zu erringen, zu einer geringen Rolle verurteilt gewesen seien. Erst durch die süddeutschen Demokraten, welche aus Haß gegen das stehende Heer die Volksbewegung der Freiheitskriege überschätzt hätten, seien sie zu wunderlichen Heiligen eines frommen Aberglaubens erhoben worden.

Robersteins Aufsatz wäre unbeachtet geblieben, hätte er nicht in die Preussischen Jahrbücher Aufnahme gefunden. Dieser Umstand war es, der K. v. L. zu der vorliegenden ausführlichen Entgegnung veranlaßte, in welcher auf Grund eines reichhaltigen Quellenstoffes die Anklagen Robersteins entkräftet werden. K. v. L. führt den Nachweis, daß die Lüzkowsche Freischar nicht einen allgemein deutschen Charakter an sich trug, sondern als königlich preussisches Freikorps errichtet wurde und daher auch die schwarzweiße Kokarde führte. Dann berichtet er von der Zusammensetzung des Offizierkorps und legt, indem er die Kämpfe der Lüzkower bis zu ihrem Aufgehen in das 25. Infanterie- und das 6. Manenregiment ausführlich erzählt, dar, daß es weder der patriotischen Schar an militärischer Schulung und an Tapferkeit noch ihren Führern an Fähigkeit fehlte. Zuletzt wendet sich der Verfasser mit durchschlagenden Gründen gegen die Behauptung Treitschkes, es habe bei den Burschenschaftlern und bei den Turnern nach den Freiheitskriegen ein Lüzkowkultus bestanden. Bei dieser Gelegenheit verwirft er auch mit Recht die vielverbreitete Ansicht, daß die Burschenschaft ihre Farben Schwarz=Rot=Gold mit Rücksicht auf die Uniform des Lüzkowschen Freikorps gewählt habe.

König Konrad der Junge. Epische Dichtung in fünf Gesängen von Eduard v. Cölln. Leipzig, Haessel, 1884.

Den historischen Gehalt der Erscheinung des letzten Staufensproffen Konradin spricht Gregorovius (Geschichte der Stadt Rom V, 443) sehr geistvoll aus. „Nach einer schnellen und strahlenden Laufbahn, die eher einer Romanze, als der geschichtlichen Welt anzugehören scheint, schloß Konradin durch seinen tragischen Tod die

lange Heldenreihe des Geschlechtes der Hohenstaufen und auch dessen langen und heißen Kampf wider das Papsttum und um den Besitz Italiens. Wenn das Loß dieses edeln Jünglings furchtbar und ungerecht war, so war doch der Spruch der Geschichte völlig reif: Deutschland sollte ferner nicht über Italien herrschen, das alte Reich der Ottonen und Franken nicht hergestellt werden. . . Große Geschlechter stellen Systeme einer Zeit dar; doch sie fallen mit diesen, und keine priesterliche oder politische Macht, wie sehr auch die überlebende Einbildung sich bemühte, vermochte je eine überwundene Legitimität zu erneuern. Kein größeres Geschlecht vertrat je ein größeres System, als die Hohenstaufen, in deren mehr als hundertjähriger Herrschaft der Prinzipienkampf des Mittelalters seine entschiedene Entfaltung und seinen mächtigsten Charakter gefunden hat. Der Krieg der beiden Systeme, der Kirche und des Reiches, die sich gegenseitig zerstörten, um die Bewegung des Geistes frei zu geben, war der Gipfel des Mittelalters, und auf ihm steht Konradin durch seinen tragischen Tod verklärt.“ Wir meinen, es wäre Pflicht des Dichters gewesen, der sich diesen Stoff zur epischen Behandlung gewählt hatte, jedenfalls alle Historiker zu Rate zu ziehen, die ihn wissenschaftlich dargestellt haben; denn keinesfalls darf der Dichter kleiner als der Historiker sein, der Dichter, der sonst das Recht hat, dort in die Lücke zu springen, wo den Mann der an die Empirie gebundenen Wissenschaft alle Weisheit verläßt. Dies machen wir dem obigen neu erschienenen Epos zum ersten Vorwurf. Er scheint von der großartigen Darstellung bei Gregorovius, die ihm fruchtbar genug geworden wäre, nicht die geringste Notiz genommen zu haben, sondern hat sich vielmehr in Geist und Thatsachen an die veraltete und seitdem durch Forschungen wie Schirrmachers „Letzte Hohenstaufen“ vielfach ergänzte Darstellung Raumer's im vierten Bande seiner Hohenstaufengeschichte gehalten. Er hat sich nur zu sehr an Raumer gehalten; von seiner Darstellung hat er auch die Anregung erhalten, die Idee der Mutterliebe zum Grundton seiner Dichtung zu machen, wie er es in der Widmung ausspricht:

Was mir im Leben stets das Mührendste
Gewesen schon seit frühesten Jugendzeit,
Die Mutterliebe, die auch mich erquickt
Mit heil'ger Treue, [sic?] hab' ich verklärt
In tiefen Tönen aus der Menschenbrust,
Gedenkend deiner, du erlauchtes Herz,
Das selbstlos mich geliebt bis in den Tod.

Raumer erwähnt ausführlich (S. 534 ff.), wie die Mutter Konradins sich seinem Zuge nach Italien ahnungsvoll widersetzte, ohne jedoch den mutigen, auf sein ehrliches Recht vertrauenden Jüngling davon abhalten zu können. Aber bei Gregorovius hätte der Dichter lernen können, was für ein zufälliges Moment diese Ahnung der Mutter bei dem tragischen Ereignis ist, denn dieser findet nur eine Zeile für das genügend, was Raumer ausführlich erwähnt. Und dies ist der zweite Fehler der vorliegenden Dichtung. Jeder Künstler muß vorerst trachten, harmonische Einheit zwischen Stoff und Idee in seine Darstellung zu bringen, und ein gewaltiges politisches Ereignis eignet sich am wenigsten dazu, einen mehr idyllisch schönen Gedanken zu veranschaulichen.

Aber alle diese Einwendungen wären nebensächlich, wenn der Autor in der Form seiner Darstellung poetische Eigenschaften irgendwelcher Art befundete; aber leider fehlen diese, man muß geradezu sagen gänzlich. Die Sprache, die sich nur zu oft Freiheiten erlaubt wie z. B. „entschündet“ (S. 137), „hiebzerschroten“ (S. 156), „glutete“ (S. 11), „Fort Peinen, Sinnen und Sorgen“ (S. 52) u. s. w., entbehrt

jeglichen Reizes: sie ist bilderlos und läuft langweilig, häufig in sentimentalen Reflexionen der gewöhnlichsten Art, dahin. Von einer Komposition der Handlung, die Steigerung und Spannung des Interesses herbeiführen sollte, keine Spur; jeder Sinn für bewegte Handlung fehlt, dafür werden breitspurige und unanschauliche Reiseschilderungen eingeschoben; von objektiver Charakterzeichnung und feinerer Motivierung ist gleichfalls nichts zu finden. Und wie billig ist das Räsonniren gegen den Papst und das Bekunden der wahren christlichen Gesinnung!

Zum Schluß noch ein Wort: Keine Erscheinung in der Kunst verdient eine schärfere Kritik als die der guten Menschen und schlechten Musikanten, wie uns der Autor einer zu fein scheint. Diese sind immer im Besitze einer gewissen Bildung und Fähigkeit, in Versen zu schreiben; aber sie sind die unglücklichsten aller Produzirenden, weil ihnen jedwede Individualität mangelt und sie um einen Vorber ringen, der ihnen nach ihrer Meinung gebührt und doch nie zugestanden werden kann, weil zur Kunst mehr als bloße allgemeine Bildung und Gutherzigkeit gehört.

Sieben schön. Ein April-Mai-Märchen in Reimen von Benno Rüttenauer. Leipzig, A. G. Liebestind, 1884.

Offenbar ein Erstlingswerk. Ein romantisches Produkt, ein humorvoller Absagebrief eines dichterischen Menschen an alle Philisterei, an den Zwang der äußern Formen der Etikette, an die Heuchelei der Leute von Beruf, die vor dem Neuen, Unbekannten das Ende ihrer Wissenschaft niemals bekennen möchten, ein enthusiastisches Loblied auf die Jugend, die Poesie und den Frühling und alles Schöne. Insofern würde man gern mit dem jungen und begabten Autor sympathisiren, dem es an Geist- und Gestaltungs-gabe nicht fehlt, wenn er nur nicht auch die Neigung zeigte, sich die Schattenseite der alten Romantik anzueignen, wenn er nur nicht mit der „Ironie“ der Romantiker kokettiren möchte. Davor möchten wir ihn bewahrt wissen; ohne konkrete Realität, ohne strengere Form in der Komposition der Handlungen, ohne Vermeiden aller leeren oder überflüssigen Rhetorik ist heutzutage selbst eine romantische Richtung nicht haltbar. Das Spielen mit dem Leser, das Wissen um den Traum mitten im Träumen ist weder poetisch noch schön, sondern einfach prosaisch. Zur Charakteristik mögen folgende hübsche Verse hier ihre Stelle finden:

Ja seht einmal den kühnen Poeten!
 Weiß der nicht alles zusammenzukneten,
 In toller Romantik Körper und Geist,
 Und alles er mit Namen heißt!
 Und muß nun erst sich foltern und quälen,
 Die tote Sprache zu beseelen,
 In neuen Wörterungeheuern
 Die ewigen Bilder zu erneuern.
 So sind die Dichter und sind dabei froh
 Und flammen vor Seligkeit lichterloh,
 Als würden sie himmlischen Nektar schlürfen,
 Wenn sie sich dichtend quälen dürfen,
 Und dünken entführt sich dem irdischen Land,
 Und dünken sich den Göttern verwandt,
 Und glauben durch das All zu dringen,
 Des Weltalls Enden sich nahe zu bringen,
 Und glauben — o Zauberwort! — zu schaffen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Gustav Wustmann in Leipzig in Vertretung.
 Verlag von F. A. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.